

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 42

Artikel: Was Dir bestimmt
Autor: Markwalder, Marga
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649449>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Marga Markwalder

Was Dir bestimmt

ROMAN Für das Feuilleton bearbeitete Fassung

Wie wir aus zahlreichen Zuschriften erfahren haben, gefiel der soeben zu Ende gegangene Roman «Der Sohn Johannes» besonders gut, und es war deshalb nicht ganz leicht, ein ebenso interessantes und spannendes Feuilleton als Fortsetzung zu finden. Mit dem neuen Roman «Was Dir bestimmt», von Marga Markwalder, glauben wir aber eine glückliche Wahl getroffen zu haben. Der Inhalt befasst sich mit dem gegensätzlichen Leben eines sehr verwöhnten jungen Mädchens und eines ernsten, pflichtbewussten Arztes. Wie die zwei sich kennenlernen, lieb gewinnen und den gemeinsamen Weg finden, darüber möchten wir nicht zu viel verraten. Doch glauben wir, dass alle ihre Freude daran finden werden.

Die Redaktion.

I. TEIL

Mit der Linken ergriff Paul Germann seine Instrumententasche, mit der Rechten öffnete er gleichzeitig die Türe seines kleinen, hellen Zweiplätzers und schob sich dann ins Freie hinaus. Ein ungestümer Novemberwind peitschte feuchte Blätter gegen die leicht verbeulten Kotflügel des Miniaturautos und sprühte dem jungen Arzte einen lauwarmen Regen ins Gesicht. Mit lautem Knall fiel die Autotüre ins Schloss. Eben wollte Germann über den Bürgersteig den Garten erreichen, als eine elegant gekleidete junge Dame des Weges kam. Der Schein einer schwankenden Bogenlampe eilte an ihr hoch bis zu dem feinen, blassen Gesicht, aus welchem zwei dunkle Augen ziemlich missmutig in das plätschernde Nass hinausblickten.

«Guten Abend, Fräulein Amberg!»

Die also Angesprochene wandte indes kaum den Kopf. Als sie schon an ihm vorübergehuscht war, vernahm er etwas, das nach «n Abend, Doktor!» klang. Mit einem Seufzer der Enttäuschung trat er ins Haus und übergab seine vor Nässe dunkelbraune Tasche einem ältlichen Hausmädchen. In weitem Bogen schleuderte er die Tropfen von seinem Hute in den Gang, welches licherliches Verfahren dem dienstbaren Geiste ein heimlich missbilligendes Kopfschütteln entlockte. Dann verschwand er in seinem Sprechzimmer. Draussen tollte der Föhn in lauten Stössen weiter durch das abendliche Tal und schepperte mit einem Fensterladen. Der Sturmwind liebte dieses Haus. Wenn der junge Mann sich des Abends manchmal in fremden Welt-schmerz flüchtete und seine Einsamkeit zu den Klängen von Schuberts «Winterreise» beklagte, so heulte und klap-

perte er recht innig und gefühlvoll seine Begleitmusik. —

Als sechzehnjähriger Knabe hatte Paul Germann seine Eltern innert vierzehn Tagen verloren; sie waren der Grippewelle vom Jahr 1918 erlegen: ein tatkräftiger, energischer Vater, Lehrer von Beruf, eine frohmütige, liebevolle Mutter, die nichts anderes gekannt hatte als das Wohl ihrer Lieben. In der Familie seines Onkels, der als Arzt im Heimatdorte waltete, fand er ein zweites Zuhause. Seinem sehnlichsten Wunsche, Musik studieren, sich ganz der Kunst widmen zu dürfen, entsagte er auf das Zureden seines Onkels hin, der in ihm den Nachfolger in seinem Doktorhause hinten im Tale der Töss sehen wollte. So studierte er Medizin. In Zürich, dieser musikfreudigen Stadt, fiel ihm das nicht immer leicht; und jenes selige Gefühl, das ihn jedesmal durchschauerte, wenn er die schwere Türe zum Vestibül der Tonhalle oder

des Stadttheaters öffnete, liess sich nicht mit dem quälenden Abscheu vergleichen, die ihn in steigendem Masse überfiel, wenn er die Türe zum Anatomiesaal aufsties und ihm in schweren Schwaden jener süssliche Geruch entgegen schlug, der sich weder von dem Parfüm der Studentinnen noch von dem Zigarettenqualm der Studenten vertreiben liess. Nach vollendetem Studium und zwei Spitaljahren hatte er die Vertretung eines gebrechlichen Doktors in einem Vororte der Stadt Zürich übernommen. Viel länger, als er damals gedacht hatte, war er nun schon in Sonnenberg; denn nach zwei Jahren war der alte Arzt seinem Leiden erlegen und die hilflose Frau hatte ihn ständig gebeten, doch die Praxis weiterzuführen, bis dereinst ihr Sohn imstande sein werde, sie zu übernehmen. Nun war er ein leidlich guter Arzt geworden, kein Arzt aus Berufung, kein grosser Spezialist. Doch seine Patienten waren zufrieden; er kannte seine Pflicht.

Gewohnheitsmässig griff seine Hand nach den Notizen, welche sich neben dem Fernsprecher breitmachten. Seine Gedanken weilten aber ganz wo anders als bei Frau Niggli, die sich allem Anschein nach eine Grippe zugelegt hatte und dem kleinen Knaben aus der Nachbarschaft, dem er heute abend noch ein Panaritium am linken Zeigefinger aufschneiden musste. Während er sich über beiden Hilfsbedürftigen in ein Heftchen eintrug, klang in seinem Ohr das achterlos hingeworfene «n'Abend, Doktor!» nach.

Annelies Amberg!

Vor Jahren, kurz nachdem er als neugebackener Arzt hier am Züricherse sein Amt angetreten hatte, brachte ihm ein Zimmermädchen des Hauses Kindenberg ein jämmerlich heulendes Kind. Die etwa elfjährige Kleine — sie trug ein lustiges rotes, kurzes Röckchen und hohe Socken — war beim Spiel auf ein-

Bin nur ein Gast

Peter Kilian

Bin nur ein Gast
auf dieser Welt,
in Wirbel und Gast
hineingestellt

Bin oftmals jag,
und viel verwirrt,
und Nacht und Tag
sich nicht entwirrt

Und alles geht,
so schnell vorbei:
Das Jahr verweht,
der Schwalbenschrei

Die Stunden auch
der tiefsten Qual,
wie Schall und Rauch
und Sternensfall

Eisenschwelle gefallen und hatte sich am Knie eine tiefe Wunde zugezogen. Der alte, gebrechliche Doktor und er hatten die grösste Mühe, das umschliessende und kratzende Kind zu bändigen. Das Zimmermädchen zog sich mit weissem Gesicht ins Wartezimmer zurück mit der Entschuldigung, es könne «sowas» nicht sehen. Ohne sich um das Geheul des Kindes stark zu kümmern, nähte er flink und gewissenhaft die klaffenden Wundränder zusammen. Er sprach erst tröstend zu, als das Knie unter einem musterhaften Schildkrötenverband steckte. —

Mehr als ein Jahr später wurde er eines Sonntags in die Villa Amberg gerufen. Die kleine Annelies fiebere, hiess es. Er liess sich von der Mutter die nötigen Angaben machen: Kopfschmerzen, Nasenbluten, Fieber, Mattigkeit. Sollte es Typhus sein, der vierte Fall in der Gemeinde? Die Untersuchung förderte seinen Verdacht zwar nicht, dennoch teilte er seine Befürchtungen Frau Amberg mit, worauf diese beinahe fluchtähnlich den Raum verliess. Ein paar Tage schleppte sich die Krankheit hin. Von einer Überführung in das Kinderspital, wo die nötigen Untersuchungen leichter hätten ausgeführt werden können, wollten weder die kleine verwöhnte Kranke, noch die Mutter etwas wissen. Schliesslich gab er nach, da in dem grossen Hause eine vollkommene Absonderung des Kindes möglich war und Frau Amberg für eine Pflegerin besorgt sein wollte. Wirklich fand er schon bei seinem nächsten Besuche eine ältere, weissgekleidete Schwester vor. Er sah sich genötigt, zur klaren Diagnosestellung der Kleinen ein wenig Blut zu entnehmen. Annelies schaute interessiert zu, wie er ihr das breite Gummiband um den rechten Oberarm legte und zuzog. Als sie dann aber merkte, dass er nach einem Instrumente griff, bäumte sie sich auf und schleuderte ihm mit einer raschen Bewegung des Armes die Spritze zu Boden. Er bückte sich ruhig, hob sie auf und reichte sie der Schwester hin.

«Auskochen. Ich werde warten.» Fühlte Annelies, dass sie unartig gewesen war? Sie biss an ihrer Unterlippe herum und wagte nicht, ihn, den Arzt, anzusehen. Er trat von ihrem Bette weg ans Fenster und blickte in den Park hinunter, wo eben Anneliesens Bruder — er mochte ungefähr fünf Jahre alt sein — einen Auftritt mit seinem Kinderfräulein hatte, diesem mit rotgeheultem Gesicht am Rock hing und es mit allen kleinen Kräften nach der Richtung des Gartens ziehen wollte, wo sich zwei Hunde tummelten.

Er wandte sich wieder ins Zimmer zurück. Zarte, rosaseidene Vorhänge wallten vor den grossen Fenstern nieder. Der herrliche chinesische Teppich, der bei seinem ersten Besuche den Bo-



Eine geradezu epochale Erfindung ist in England geglückt: der radiogesteuerte Pflug, der durch einen einfachen Druck auf den Knopf betätigt und dirigiert wird und der an Leistung das Zehnfache eines Motorpfluges herausbringt. Unser Bild hält einen der restlos geglückten Versuche auf einem ehemaligen Schiessplatz fest. Man erkennt die Antenne und die Radio-Empfangstation auf dem Pflug, der allein Furchen zieht. (ATP)

den bedeckt hatte, war auf seine Anweisung entfernt worden. In einer Ecke stand Anneliesens Schülerpult; eine Mappe und ein blaues Heft lagen darauf. In einer andern befand sich ein Puppenbett und ein prunkvoller Puppenwagen mit Fahrgästen aller Art, Bären, Affen und Puppen in Seidenkleidern. Sie selbst aber, die Besitzerin all dieser Herrlichkeiten, hielt ein jämmerlich verbeultes, altes Bäbi im Arm, das sie zärtlich an sich drückte und nie aus den Händen liess. Das Jammerwesen hatte Risse in seinem Zelluloidgesicht; den Hinterkopf bedeckten Heftpflasterstreifen. Das eine Auge war in die Höhle zurückgefallen, das andere schielte nach oben. Wenn die kleine Mutter sich bewegte und das Kind geschüttelt wurde, liess es Töne vernehmen, die nach «mämäm» oder «omämäm» klangen. Aus dem grossen Bett drang ein leises Schluchzen und Murmeln. Zuerst glaubte er, Annelies spräche im Fieber, dann aber vernahm er, dass sie mit dem elenden Wrack eines Erzeugnisses der Spielzeugindustrie etwas verhandelte.

«Nein, nein, Luise, du kannst mir nicht helfen. Und wenn du es auch möchtest, du kannst es nicht. Um uns bekümmert sich kein Mensch.» Es klang in abgerissenen Sätzen, kläglich, hilflos. Gerührt trat er zu ihr hin und ergriff ihr Handgelenk. Sie entriss es ihm. Dann aber beruhigte sie sich, als sie sah, dass seine Hände leer waren. Sie streckte einen Arm nach ihm aus.

«Gelt, Doktor, Sie tun es nicht?» flehte sie.

«Ich muss, liebe Kleine, es tut mir leid. Aber es wird dir ganz gewiss nicht weh tun.» Da streckte sie ein Bein unter der rosaseidenen Steppdecke hervor und machte Miene, aus dem Bett zu springen. Sein Blick und seine Hände hielten sie von ihrem Vorhaben ab. Sie rief darauf nach der Mutter, fügte aber sogleich trotzig hinzu:

«Ach was! Mich hört ja kein Mensch!»

Diesmal hatte sie unrecht. Frau Amberg zeigte sich unter der Tür. Sie war wohl durch die Pflegerin von der Missetat ihrer Tochter unterrichtet worden.

«Geht es wirklich nicht ohne diese Blutprobe, Herr Doktor?» und in ihrem Ton lag der Befehl: es muss gehen ohne!

Doch er blieb fest.

Ich tue, was meine Pflicht ist. Wenn ich auf Widerstände stossen sollte, so werde ich das Kind unverzüglich ins Kinderspital überführen lassen.»

Annelies erhob sich aus den Kissen und schaute ihn beinahe hasserfüllt an.

«Ich will aber nicht ins Spital! — Ich will hier bleiben! — Ich will einfach nicht...»

«Dann sei vernünftig, Annelies. Du bist ja ein grosses Mädchen», wandte sich Frau Amberg an die Tochter. «Ich gehe; das kann ich nicht sehen. Es schlägt mir aufs Herz!» Sie verschwand und das Klappern ihrer hohen Absätze klang abflauend durch die Gänge. Plötzlich ergriff die Kleine das alte, liebe Bäbi und riichte es ihm hin.

«Doktor, ich schenke Ihnen meine Luise, wenn Sie nicht...»

Von seiner erwachsenen Höhe herab schaute er seltsam bewegt in das schmale Gesicht mit den fieberglänzenden schwarzen Augen, das zerzauste dunkle Haar. Als er sich zu ihr niederbeugte, umfasste sie seinen Kopf, zog ihn aufschluchzend neben den ihren auf das Kissen nieder und drückte ihre heisse Wange an die seine. Sanft löste er nach einer Weile ihre kleinen Hände in seinem Nacken und legte sie auf die Bettdecke zurück. Sie wehrte sich nicht mehr und schloss nur schmerzhaft die Augen, als die Nadel der Spritze ihr in den Oberarm drang. Als er sich darauf verabschiedete, hielt sie ihm abermals ihre geliebte Puppe hin.

«Sie dürfen die Luise trotzdem behalten. Ich schenke sie Ihnen.»

Er nahm sie aus ihrer Hand, um sie nicht zu kränken und wandte sich rasch ab. Sie sollte die Bewegung, die über sein Gesicht huschen wollte, nicht bemerken: er war hart geblieben, hatte sie nicht geschont, und trotzdem schenkte sie ihm das Liebste, was sie besass, ihr Kind...

Dann brach die Krankheit, Typhus, wie er vermutet hatte, aus. Am folgenden Morgen lag Annelies in tiefen Fiebern und erkannte ihn nicht mehr. Er hatte die Puppe wieder bei sich und legte sie zu ihr hin, und sie schloss sie mit einem matten «Ach ja!» in die Arme. Das Fieber stieg rasch, erreichte eine bedrohliche Höhe und zehrte an dem Körperchen. Annelies erkannte niemand mehr und wehrte sich nicht gegen die kalten Bäder und Abwaschungen. Eines Abends, als das Kind zwischen Tod und Leben schwabte, bat ihn die Mutter, doch für diese Nacht bei dem Kinde zu wachen. Das war ein ungewöhnliches Ansinnen, aber er sagte schliesslich zu, dem kranken Mädchen zuliebe.

Gegen neun Uhr meldete die Schwester, Frau Amberg wünsche ihn zu sprechen. Er fand sie draussen vor der Türe stehen. Sie schien mit einiger Unsicherheit zu kämpfen.

«Kann ich wohl fortgehen, Herr Doktor — was meinen Sie?» Sie musste von seiner zustimmenden Antwort aber zum vornherein überzeugt gewesen sein, denn sie trug ein kostbares Abendkleid aus grünschillerndem Brokat, das lang und eng zu Boden fiel; das kurzgeschnittene, kupferrot gefärbte Haar legte sich wie eine Badehaube um den Kopf.

«Aber bitte!» warf er hastig hin, leicht befangen.

«Ich bin eingeladen. Der Tenor Richard Tauber wird anwesend sein. Sie verstehen... Helfen kann ich ja doch

nichts», fügte sie, ehrlich und leichtsinnig, hinzu und liess einen lächelnden Blick über ihn hingleiten.

«Nein, wirklich nichts...», stammelte er, verwirrt von der verfänglichen Schönheit dieser Frau.

«Dann auf Wiedersehen! Die Köchin wird Ihnen einen Imbiss und schwarzen Kaffee bringen. Die Schwester weiss, wo ich zu finden bin, wenn etwas geschehen sollte... Ich lasse die Kleine grüssen.» Sie lächelte und wandte sich dann befriedigt ab. Eine Zofe trat aus dem Ankleideraum und legte der Herrin einen weiten weissen Pelzhang über die Schultern, fein und weich. Hermelin. Ein ganzes Vermögen trug diese Frau unbekümmert spazieren. Während er in das Krankenzimmer zurückging und sich dort seinen weissen Kittel wieder überzog, dachte er an sein Heimatdorf zwischen den Bergen des Zürcher Oberlandes, wo die Bauern seit dem Weltkriege mit immer drückenderen Schuldenlasten zu kämpfen hatten, denen sie langsam und sicher unterlagen, einer nach dem andern, wo die Lebensfreude, das Gottvertrauen und die Arbeitslust erstarben, erstickten unter der ganzen Last.

Er blieb allein bei der Kranken. Die Schwester hatte sich auf seinen Rat niedergelegt. Von Zeit zu Zeit rief er sie, dann wickelten sie den heissen Körper des Mädchens in nasse Tücher, um der verzehrenden Hitze Herr zu werden. Langsam krochen die Nachtstunden dahin. Er sass in der Nähe der grünbeschirmten Ständerlampe in einem bequemen Lehnstuhl. Diese Eltern, dachte Paul Germann, kümmerten sich nicht allzusehr um ihre Kinder; den Vater bekam er nie zu Gesicht, die Mutter nur selten, trotzdem er seine Patientin oft zweimal des Tages aufsuchte. Beinahe schien es so, als sei die verbeulte Puppe das Einzige, an dem die kleine Annelies hing. Auch jetzt drückte sie ihre fieberheisse Wange an das zerschundene Geschöpf. Ihre Augen, gross und dunkelbraun, öffneten sich hin und wieder, hasteten unstill durch den Raum und schlossen sich erneut. Die dichten Wimpern zeichneten eine zärtliche Rundung auf das feine Oval der Wange. Das schwarze Haar war sehr gepflegt und hing ihr in Pagenschnitt in die Stirn. Die Lippen waren trocken und rissig; immer wieder fuhr die Zunge darüber hin und versuchte, sie zu netzen.

Paul Germann liebte Kinder sehr. Ein warmes Gefühl beschlich ihn, der ohne Geschwister aufgewachsen war. Wann kam die Frau, die ihm ein Kind schenkte, ein Kind, so dunkel und trotzig wie dieses hier? —

Gegen drei Uhr setzte sich Annelies plötzlich auf und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf das Fussende des

Bettes. Die Puppe Luise kollerte über den Bettrand.

«Ein Englein! Oh, ein Englein... Wie herzig...» Innigstes Entzücken verklärte das Gesichtlein der kleinen Kranken.

Paul Germann sprang entsetzt hoch. War es nicht so, dass sterbende Kinder Engel sehen? Sollte die Kleine... Mit einem Schritt war er beim Bette. Er rief geängstigt nach der Schwester. Er kam sich auf einmal unerfahren, jung und hilflos vor mit seinen siebenundzwanzig Jahren. Was war denn los mit ihm? Er versuchte, die Kranke zu beruhigen, ihr zuzusprechen; aber er fand in seinen Worten keinen Sinn. Sie liess sich auch nicht niederlegen, richtete sich immer wieder auf, ohne die Augen auch nur für einen kleinen Blick von einer bestimmten Stelle zu ihren Füssen wegzuwenden. Mit ihren heissen Händen drückte sie seine Rechte an ihre kindliche Brust.

«Siehst du es denn nicht?» flüsterte sie. «Diese schwarzen Härchen, diese schwarzen Aeuglein... Und wie es lächelt... Oh...»

Er suchte nach Worten und hatte schliesslich eine tröstliche Eingebung:

«Aber Annelies, Englein haben doch blaue Aeuglein und blonde Härchen!» Er atmete tief auf. Gewiss, Engel waren blond, das war immer so gewesen. Sie sah also keinen Engel, sondern irgend etwas anderes, irgend etwas... Nun kroch Annelies, bevor er es hindern konnte, auf ihr Traumgebilde zu. Ihre ausgestreckten Aermchen griffen ins Leere und fielen dann hart auf die Holzkante des Fussbrettes. Da sank sie zusammen, den Kopf in die weiche Steppdecke vergrabend, von einer plötzlichen Herzschwäche befallen.

Unterdessen war die Pflegerin herzutreten, und sie legten die Kranke sanft in die Kissen zurück. Er musste sich Gewalt antun, dass die erfahrene und ruhige Schwester nicht merkte, wie erregt er war. Er hatte schon so manchem Totenbette gestanden, doch nie fühlte er sich so vom Grauen vor dem Unfasslichen überwältigt wie am Sterbelager eines Kindes. Er wusste nur eines: er musste dieses Kind halten, durfte es nicht der ewigen Einsamkeit überlassen. Ein ihm unerklärliches Gefühl, das noch stärker war als das der selbstverständlichen ärztlichen Pflichterfüllung, nahm ihn gefangen und gab ihm die Ruhe zurück. Besonnen traf er seine Anordnungen.

Annelies hatte die Augen halb geöffnet.

«Mir ist kalt — ich friere — du gehst nicht fort, gelt? klagte sie leise. «Ich habe so Angst...»

«Soll ich wohl Frau Amberg rufen?» meinte die Pflegerin, indem sie warme Bettflaschen herbeibrachte.

(Fortsetzung folgt)